

„Das größte Geschenk ist, nichts zu schenken“

Warum die Warenmenge uns zur Last wird und die Arbeit uns nicht erfüllt, wenn sie nur ein „Job“ ist.

JOSEF BRUCKMOSER

Ein SN-Gespräch mit Marianne Gronemeyer über die Entfremdung der Arbeit und Neidgelüste als Motor der Wirtschaft.

SN: Sie sprechen von der Fülle. Was meinen Sie damit, was kann uns erfüllen?

Gronemeyer: Wir können der Fülle nur Schaden tun, indem wir sagen, was sie ist. Man kann das Wünschbare nicht positiv bestimmen. Wir können eher sagen, was die Fülle nicht ist oder was sie hindern kann, zum Erblühen zu kommen.

Der Konsument kann sich einer gewissen Warenmenge versichern, sofern er genug Kaufkraft hat, aber er wird dennoch leer ausgehen. In der Warenflut steckt ein Mechanismus, der es der Fülle unmöglich macht zu erblühen. Fülle hat etwas mit aktivem, präsentem, gegenwärtigem Teilnehmen am Leben zu tun. Fülle entspringt aus dem Tun, nicht aus dem Haben.

SN: Trotzdem wollen die Menschen zu Weihnachten schenken, weil sie Gutes tun wollen.

Ich glaube eher, dass sie sich der Pflicht entledigen wollen, zu Weihnachten etwas zu schenken. Jeder empfindet es als Pflicht. Nachdenken, wem man damit eine Freude machen will, kommt gar nicht mehr vor. Die Menschen verlernen das Schenken, sagt Theodor W. Adorno. Das glaube ich, wir haben das Schenken wirklich verlernt.

Das größte Geschenk, das man einem Menschen heute machen kann, ist, ihm nichts zu schenken. Zu sagen, ich stehe vor dem Rätsel, das du bist, mit leeren Händen da. Ich weiß es nicht, womit ich dir eine Freude machen kann.

SN: Womit könnte man Ihnen Freude machen?

Mit einem guten Gespräch, mit einem gemeinsamen Erleben, mit einer Begegnung, die kann auch eine Begegnung mit Dingen sein, zum Beispiel, wenn die ersten Christrosen in meinem Garten erblühen. Das macht mir wirklich Freude. Man kann mir keine Freude mehr

mit Besitzständen machen. Ich bin 73 Jahre, was sollte ich noch anhäufen. Ich sage nicht, dass Besitzstände nicht ein wesentliches Motiv in meinem Leben gewesen wären. Aber heute ist mir das, was mich umgibt, eher eine Last, weil ich es pflegen muss als meine Habe.

SN: Warum unterwerfen wir uns denn alle den Vorgaben der Konsumwelt? Warum müssen wir auch am Sonntag noch einkaufen können?

Wir haben uns das Tun stehlen lassen. Wir lassen uns vertreten durch Waren, durch Dienstleistungen. Wir setzen nichts mehr selbst in die Welt, was für andere bereichernd sein könnte. Wir sind nur mehr Geldverdiener im Job.



BILD: SN/JOE

„Tätig sein ist mehr als den Job erledigen.“

M. Gronemeyer, Sozialwissenschaftlerin

Ich bin sehr froh, dass ich nach meiner Pensionierung noch eine leidlich gute Hausfrau geworden bin. Ich kann mein Haus und meinen Garten auf eine leidlich gute Weise erhalten – wenn auch lang nicht so gut wie meine Mutter oder meine Großmutter. Ein solches Tätigsein ist die Bedingung der reifen Persönlichkeit, sagt Goethe.

Tätig sein ist etwas ganz anderes als den Job machen. Der Job ist eine Engführung, die uns in einer bestimmten Verrichtung des Lebens hoch spezialisiert und uns dadurch entlohnungsfähig macht. Wir wissen aber kaum noch, was mit dem passiert, was wir täglich erarbeiten, geschweige denn, dass wir einen persönlichen Nutzen davon hätten.

SN: Sie erleben Ihre privilegierte Situation jetzt im Ruhestand. Wie soll denn ein Mindestlohnpfänger außerhalb seines Jobs tätig werden?

Wenn dieser Mensch am Abend heimkommt, ist er kaputt.

Genau das ist die Antwort auf Ihre Frage, warum Menschen so anfällig

sind für den Konsum. Sie wollen sich belohnen, sich entschädigen für das, was ihnen zugemutet wird. Aber das Kaufen nützt nichts. Was man sich mit jedem Kauf neu erhofft, ist der Versuch, beneidenswert zu werden und sich aus der Bedeutungslosigkeit zu befreien. Beneidenswert zu sein ist der Ersatz dafür, dass wir nicht gebraucht werden und nicht nützlich sind.

Die Wirtschaft ist davon abhängig, dass sie Neidgelüste schürt. In dem doppelten Sinne, dass man beneidenswert ist und meint, dadurch zu mehr Selbstwert zu kommen, aber auch, dass man selbst andere beneidet. Das ist der Motor für die Wachstumsgesellschaft.

SN: Frau Merkel würde sagen, Wachstum ist alternativlos. Andernfalls haben wir keine Arbeit und soziale Unruhe.

Arbeit ist genug da. Wenn wir mehr von unserer Arbeitskraft darin investieren würden, was wir zum Leben brauchen, dann müssten wir nicht so viel Geld verdienen und bräuchten nicht so viel Wachstum.

Aber das Kaufen wird uns als Entlastung verkauft, als Bequemlichkeit. Damit sind vier große Versprechen verbunden: Es wird sicherer, es wird bequemer, wir sparen Zeit und wir bekommen Anerkennung durch die Dinge, die wir kaufen. Anerkannt werden wir nicht für das, was wir leisten oder tun, sondern für das, was wir uns leisten können, was wir haben. Die Unterscheidung Erich Fromms von Haben und Sein ist fundamental.

SN: Eine gängige Reaktion auf die Leistungsgesellschaft ist das Burn-out. Ist der Einzelne im Burn-out oder ist die Gesellschaft krank?

Ich denke, dass die, die an einem Burn-out erkranken, sehr gesund



BILD: SN/FOUJA

reagieren. Wer das nicht mehr aushält, wer noch zu erkennen gibt, dass das seiner leiblichen Existenz nicht zugemutet werden kann, hat mehr Nähe zu dem, was lebendig sein heißt, als derjenige, der immer stählern noch mithalten kann. Daran nicht zu leiden ist viel bedrohlicher. Die, die in die Knie gehen, sind wenigstens noch leidensfähig.

SN: Gibt es einen anderen Weg, als ins Burn-out zu gehen? Sich befreunden. Das war das große Thema von Ivan Illich: nicht der Kampf gegen die Institutionen und nicht die Weltverbesserung, denn das alles liegt nicht in meiner Macht. Es geht darum, dass ich in der Reichweite meiner Möglichkeiten (Ivan Illich hat dazu die Hände ausgebreitet) eine Erinnerung an das andere aufrechterhalte. An das, wonach wir uns sehnen.

SN: Sich befreunden mit? Mit den Menschen und mit den Dingen, die mir begegnen. Empfänglich und offen bleiben. Zugang gewinnen zu den kleinen Freuden des Alltäglichen. Das kann ein Morgengruß sein, das Lächeln eines Kindes oder ein Stück unversehrten Erdbodens.

SN: Oder der andere Mensch. Dazu sagen Sie, „Ich liebe dich“ sei nicht der größte Liebeserweis, sondern „Ich kann dich gut leiden“.

„Ich kann dich gut leiden“ heißt, ich leide an dir, aber um deinetwillen, weil du es bist, kann ich es gut. Das scheint mir im Blick auf ganz vieles im Leben bedeutend zu sein: dass ich mich mit den Gegebenheiten des Lebens anfreunde, aber nicht mit den Gemachtheiten.

Die Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin Marianne Gronemeyer, Friesheim, sprach in Salzburg St. Virgil über Ökonomien des Lebens. Zuletzt sind von ihr erschienen: „Wer arbeitet, sündigt. Ein Plädoyer für gute Arbeit“, Primus Verlag, Darmstadt 2012; „Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 2. Aufl. 2011.

Gegen „katholische Scheidung“

PARIS. Der amerikanische Kurienkardinal Raymond Burke hat sich besorgt über die Unauflöslichkeit der Ehe geäußert. In einem Interview mit dem französischen „Figaro Magazine“ wandte sich Burke gegen Vorschläge, wiederverheiratete Geschiedene zu den Sakramenten zuzulassen. Zugleich warnte er vor der Einführung einer „faktischen katholischen Scheidung“ durch eine Erleichterung der Nichtigkeitserklärung (Annullierung) von Ehen. „In einer Zeit voller Verwirrungen brauchen wir die Lehre der Kirche“, sagte Burke und beklagte: „Derzeit werden wir in die Richtung einer Zulassung der Wiederverheirateten zur Kommunion gedrängt.“

SN, KAP

Zeit ist Leben – aber was heißt das?

Je mehr das Wirtschaftswachstum wankt, desto drängender stellt sich die Frage nach einem anderen Begriff von Wohlstand.

Zeitwohlstand, genügend Zeit zu haben, werde als ein immer wichtiger Indikator für das Wohlbefinden der Bevölkerung und die Lebensqualität gewertet. Das sagt nicht irgendein notorischer Wirtschaftsgesellschaftskritiker, sondern eine ganz unverdächtige Institution: Statistik Austria.

Auf die Frage „Wenn Sie an die Zeit denken, die Sie für Erwerbsarbeit aufbringen, und an jene Zeit, die Ihnen für andere Bereiche Ihres Lebens zur Verfügung steht, wie zufrieden sind Sie da?“ haben nur 32 Prozent mit „sehr zufrieden“ geantwortet. Jeweils ein Drittel der Befragten wünschte sich mehr Zeit für sich selbst und/oder für die Familie.

Seit Adam Smiths Standardwerk „Der Wohlstand der Nationen“ (1776) bedeutet Wohlstand in den offiziellen Berechnungen wie dem Bruttoinlandsprodukt noch immer das Wachstum materieller Güter und Dienstleistungen. Die Schwierigkeit für den Einzelnen ist dabei: Auch wenn die materiellen Ressourcen vorhanden sind und auch wenn noch mehr Zeit für Konsumieren und Einkaufen geöffnet wird, so wird die Zeit, all die schönen Dinge auch zu genießen, immer weniger.

Der Ökonom und Nachhaltigkeitsforscher Niko Paech sagte es in einem SN-Interview so: „Wir können uns durch den Zuwachs an Kaufkraft mehr Dinge kaufen,

als wir stressfrei genießen können. Stress und Flüchtigkeit sind die Todfeinde des Genusses. Wenn Sie einen Liter Rotwein hinunterstürzen, um Zeit zu sparen, anstatt ihn langsam und genussvoll mit Freunden zu trinken, dann haben Sie zwar Zeit gespart, aber Sie haben keinen Genuss gehabt.“

Zeit ist Leben, heißt ein geflügeltes Wort. Wir haben es bisher so verstanden, dass wir die Zeit noch besser – sprich intensiver – nutzen müssen, um Leben zu gewinnen. Vielleicht ist das ein großes Missverständnis – und wir müssen diesem „Zeit ist Leben“ eine ganz andere Bedeutung geben.

JOSEF.BRUCKMOSER@SALZBURG.COM

ZEITZEICHEN
Josef Bruckmoser

